

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Genette.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 4

Sonntag, den 25. Januar 1914

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 25. Jan. Pauli Bef.
Montag, 26. Polykarp.
Dienstag, 27. Chrysost.
Mittwoch, 28. Karl d. Gr.

Donnerstag, 29. Frz. v. S.
Freitag, 30. Martina
Samstag, 31. Petr. Nolasens

Nachdruck verb.

Dritter Sonntag nach Erscheinung des Herrn

Evangelium des Hl. Matthäus 8, 1–13 (Jesus heilt den Aussätzigen und den Knecht des Hauptmanns).

In jener Zeit, als Jesus vom Berge herabstieg, folgte ihm eine große Menge Volks nach; und siehe, ein Aussätziger kam, betete ihn an und sprach: Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen. Und Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will, sei gereinigt! Und sogleich ward er gereinigt von dem Aussatz. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, daß du es niemanden sagest; sondern geh' hin, zeige dich dem Priester und opfere die Gabe, welches Moses befohlen hat, ihnen zum Zeugnisse! Da er aber in Kapernaum eingegangen war, trat ein Hauptmann zu ihm, bat ihn und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause gichtbrüchig und leidet große Qual. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Und der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit unterworfen, und habe Kriegersleute unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh! so geht er; und zu dem andern: Komm her! so kommt er; und zu meinem Knechte: Tue das! so tut er's. Da nun Jesus das hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm folgten: Wahrlich, ich sag' euch, solch großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden! Aber ich sage euch, daß viele vom Aufgange und Niedergange kommen und mit Abraham, Isaac und Jakob im Himmelreiche zu Tische sitzen werden; die Kinder des Reiches aber werden in die äußerste Finsternis hinausgeworfen werden: da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh hin, und wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen. Und in derselben Stunde ward sein Knecht gesund.

*

„Du sollst ihm den Namen Jesus geben“ — so hatte der Engel Maria befohlen, als er ihr die Gottesmutterwürde ver kündete. Jesus sollte der Messias heißen, denn der Name Jesus-Heiland bezeichnete sein ganzes Erdemwirken. Heiland durchzog er die Lande: „Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf“ (Matth. 11, 4, 5). Ein Heiland wurde er für die Gebrechen des Leibes und öffnete sich so den Zugang zu den Herzen, den Seelen. Und so wichtig schien ihm diese Tätigkeit, daß er für sie sogar seine besondere Gotteskraft in Anspruch nahm, Wunder wirkte er, — das heutige Evangelium berichtet gleich zwei — damit sie nicht nur staunten, sondern auch bekannten: „Wäre er nicht von Gott, so könnte er diese Zeichen nicht tun“ (Joh. 9, 32). Und viele kamen so damals zum Glauben an ihn, und viele glauben heute nicht mehr an ihn, weil diese Wundertaten ohne Eindruck auf sie bleiben, weil sie dieselben gar glatt wegleugnen.

Wie sich doch die Menschen ändern! Die Zeitgenossen Jesu verlangten von ihm möglichst viele Wunder, so daß er einmal klagend ausrief: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht“. Da er am Kreuze hing, forderten sie noch: „Steig' herab vom Kreuze!“ — Heute will ein beträchtlicher Teil der Menschen von Wunder nichts mehr wissen, möchte die Wundertaten ausmerzen aus der Menschheitsgeschichte und das Wort aus dem Vexikon. Es ist wirklich nicht zu viel behauptet, wenn man sagt: Es gibt wohl kein anderes Wort, das so viel Widerspruch heraufbeschwört als dieses, keines, das so viele wissenschaftliche und unwissenschaftliche Gegner findet, keines, das so gescholten, verhöhnt und bespöttelt wird! Und doch hat Christus mit Wundern seine Lehre und Kirche begründet, denn wie konnte sonst der heilige Paulus ausrufen: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, so ist eitel unser Glaube!“ — Oder ist etwa gerade das der Hauptgrund seiner Bekämpfung, daß das Wunder eine so klare, augenfällige und einleuchtende Be stätigung des Christentums ist? — Es wird schon so sein, wie David Friedrich Strauß es offen aussprach: „Wer die Pfaffen aus der Kirche schaffen will, muß die Wunder aus der Religion schaffen!“

Dann aber haben wir erst recht allen Grund, uns Nar zu werden, ob es Wunder geben kann und gegeben hat.

Zunächst: Was verstehen wir unter einem Wunder? Der Katechismus belehrt uns darüber: „Wunder sind solche außerordentliche Werke, welche nicht durch natürliche Kräfte, sondern nur durch Gottes Allmacht vollbracht werden können.“

Man nennt im Leben so manches „wunderbar“, was nicht eigentlich ein Wunder ist. Wunder sind nach dem Katechismus „Werke“, also fallen nicht darunter Vorgänge in der Seele, im Verstand und Willen des Menschen, mögen sie auch noch so sehr dem gewöhnlichen Lauf der Dinge widersprechen. Geben sich solche Dinge aber nach außen in Werken kund, die die Kraft der Naturgesetze überragen, so hätten wir dann ein wirkliches Wunder.

Wunder sind außerordentliche Werke. Also scheiden aus regelmäßige Werke Gottes, auch wenn die Natur sie nie vollbringen kann. So ist „das natürliche Eingreifen Gottes... bei der Erschaffung der Seelen in der Empfängnis eines jeden Menschen... kein Wunder, weil es regelrecht wie nach einem Naturgesetz sich vollzieht“.

Wunderwerke übersteigen die Kräfte der Natur. Deshalb nennt man nicht Wunder alle Werke, die geschehen, ehe es Naturkräfte gab, z. B. die Erschaffung der Welt, die doch in hervorragendem Maße ein Werk der göttlichen Allmacht ist. Von Wundern ist nur die Rede mit Rücksicht auf die heutige Naturordnung, und da auch nicht im Sinne von Abweichungen, wie Spielarten, Variationen — auch nicht von unerwarteten Ereignissen, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, Erfindung eines brauchbaren Luftschiffes, oder auffallenden Erscheinungen, wie die sogenannten Wunderkinder mit ihren abnorm früh entwickelten Geisteskräften, oder Himmelsphänomenen, wie sie in Kürze als Folge der vulkanischen Ausbrüche in Japan wohl auch in unserer Atmosphäre sich bemerkbar machen werden, — sondern Wunder ist „eine außerordentliche sinnenfällige Tatsache, die, gegen die gesamte Naturordnung und über alle Naturkräfte, nur Gott zum Urheber haben kann.“

Sind solche Wunder möglich? — Ja, warum sollten sie denn nicht möglich sein? Wer wirklich glaubt, daß Gott allmächtig ist, kann keinen stichhaltigen Grund gegen die Möglichkeit der Wunder anführen. Denn wenn die Schöpfung — nach dem Worte des Psalmisten — in Gottes Hand ist wie das Geschirr in der Hand des Töpfers, warum soll dann Gott nicht auch mit ihr verfahren können, wie der Töpfer mit seinem Werk? Hat der irdische Meister nicht freie Verfügung über sein Werk? Wer will dem Uhrmacher verwehren, den Zeiger der Uhr vor- oder zurückzustellen? Die Möglichkeit der Wunder leugnen, hieße also Gott eine Freiheit abschreiben, die man jedem Menschen zuerkennt. Ja mehr noch: die Erfahrung lehrt, daß der Mensch nicht bloß Herr über sein Werk ist, sondern in gewissem Umfange sogar die Naturkräfte sich dienstbar machen, in ihr Wirken eingreifen kann. So zieht die Schwerkraft die Dinge zur Erde; ein in die Luft geschleudertes Ball wird also diesem Naturgesetz gemäß wieder zur Erde fallen. Ich strecke die Hand aus und fange ihn auf. Verhindere ich nicht da durch meine Körperkraft das volle Wirken der Naturkraft? Und unterbricht nicht der Arzt durch sein Eingreifen den natürlichen Verlauf der Krankheit? Welch erbärmliche Vorstellung von Gottes Größe gibt sich dann darin kund, daß man Gott wohl die sichtbare Natur mit ihren gewaltigen Gesetzen erschaffen lassen, ihm aber nun verbieten will, in dieser Natur zu wirken, ihn an die Naturgesetze binden will, als habe er sich in ihnen erschöpft! Etwas anderes kann es doch nicht heißen, wenn ein neuerer Schriftsteller schreibt: es „spricht die moderne Wissenschaft... von einem unverbrüchlichen, unbedingt notwendigen Zusammenhang alles Geschehens, der für ein Eingreifen Gottes in den Weltlauf... keinen Raum läßt!“ Die „moderne Wissenschaft“ hat es also nicht weiter gebracht als der Heide Celsus, der im zweiten Jahrhundert schrieb: „Wenn man in einem einzigen Punkte hienieden die geringste Aenderung vor sich gehen läßt, wird die ganze Welt in Trümmer sinken.“ Das möchte dem Deisten passen, daß Gott durch Aufstellung der Naturgesetze seine Macht aus der Hand gegeben und nun als ohnmächtiger Zuschauer alles weiterrücken lassen müsse, wie die Feder die Uhr weiterreibt, bis sie abgelaufen ist. Wäre das ein Gott, ein „Herr des Himmels und der Erde?“ — Dann wäre die Natur über Gott, dann brauchte der Mensch allerdings nach Gott, nach seinem Willen und Geheiß nichts zu fragen — was diese Herren ja bekanntlich wünschen. Das ist auch die Idee

Des Pantheisten, dem Gott und Natur eins sind, der Gott noch eben gnädig gestattet, die „Weltseele“ zu sein, sich in der Natur „auszuwirken“, und wie die hochtrabenden, aber nichts sagenden Redensarten alle heißen mögen.

Für den Materialisten kann es selbstredend kein Wunder geben, denn für ihn gibt es keinen, der es wirken könnte; er leugnet schamlos die Existenz Gottes und überhebt sich damit kurzerhand aller gründigen Gedanken über Gottes Wesen und sein Verhältnis zur Schöpfung und vor allem zum Menschen. Diese roheste aller Weltanschauungen hat Gott einfach abgelehnt, und nun ist — nach den Worten des hl. Paulus — ihr Gott der Daud und ihre Seele eine glückliche chemische Verbindung gewisser günstiger Stoffelemente, die freilich kein Chemiker entdeckt hat, noch entdecken kann, weil eben der Geist sich nicht dazu verzieht, sich dem Mikroskop zu stellen.

Für alle diese „wissenschaftlichen“ Systeme steht von vorn herein unwiderleglich fest, daß es Wunder nicht gibt, weil es nicht zu ihren Wünschen paßt; und kein Engel vom Himmel könnte ihnen einen Wunderbeweis liefern, den sie als schlüssig anerkennen, denn sie lassen sich ihre Freiheit nicht nehmen, lieber soll Gott ein unfreier Knecht der Natur sein! Aber wer noch mit Herz und Mund betet: „Ich glaube an Gott Vater den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde“, wer in der Schöpfung die Spuren Gottes und seinen Finger erkennt und verehrt, dem erscheint die Wunderkraft als notwendiges Attribut der Gottesmacht; für den ist es kein leerer Schall:

„Groß ist Jehova der Herr!
Denn Himmel und Erde verkünden seine Macht.
Du hörst sie im brausenden Sturm,
In des Waldstroms aufrauschendem Ruf;
Du hörst sie in des grünen Waldes Gesäusel,
Siehst sie in wogender Saatengold,
In lieblicher Blumen glühendem Schmelz,
Im Glanz des sternbesäten Himmels.
Furchtbar tönt sie im Donnergeroll und
Flammt in des Blizes schnell hinzuckenden Flammen. —
Doch kündet das poehende Herz dir fühlbarer Jehovas Macht,
des Ewigen,
Blickst du stehend empor und hoffst auf Huld und Erbarmen!“

Aber die Wissenschaft lehrt doch, daß Wunder unmöglich seien — so hörten wir eben. — Ja, was hat die Wissenschaft, gerade diese so viel gerühmte Wissenschaft, nicht für unmöglich gehalten, und es ist doch Tatsache geworden! Wer hätte das früher geglaubt, daß sich zwei Menschen über eine Entfernung von vielen Meilen unterhalten könnten, und doch haben wir das Telephon und möchten es nicht mehr missen; die Wissenschaft verpötte einen Newton, als er mit seiner Lehre über das Gesetz der Schwerkraft und die gegenseitige Anziehung der Himmelskörper hervortrat, verlachte einen Galvani, der die Elektrizität entdeckt haben wollte, verspötte die Versuche des Menschen, sich in die Lüfte zu erheben, und doch haben wir Luftschiff und Aeroplan gesehen!

Die Wissenschaft dürfte wohl etwas bescheiden in ihrem Auftreten sein, denn von Tag zu Tag entdeckt sie neue Resultate und immer wieder muß sie umlernen. — Aber ist nicht gerade dies eine scharfe Waffe gegen den Wunderglauben? Wird es nicht vielleicht noch in unserem Zeitalter der Entdeckungen gelingen, neue Naturgesetze und neue Weltkräfte zu finden, die den Wunderglauben kräftig zerstören? Wird der unaufhaltsame Fortschritt nicht auf manches ein ungeahntes Licht werfen und als völlig natürlich erklären, worin der Gläubige heute noch eine höhere Macht erblickt? Auch der ungebildete Pöbel beugt sich vor dem Blitzstrahl und erkennt darin das Zeichen der Gottheit, staunt die zum erstenmale gesehene Lokomotive und das Dampfschiff an als Erscheinungen aus einer anderen Welt. Wird es uns in der Zukunft nicht ähnlich ergeben? — Wir werden das nächste Mal sehen, daß dies in der Tat für manche Erscheinungen gelten mag, daß sich das eine oder andere vielleicht noch auf natürliche Weise erklären lassen wird. Wir kennen eben den Umfang der Naturkräfte noch nicht genau; wir wissen vielfach nicht, was sie alles leisten können, wissen aber in nicht wenigen Fällen, was sie nicht leisten können, was ihnen schlechterdings unmöglich sein muß. Das trifft z. B. stets zu, wenn bei einer Sache gleichsam die Schöpferkraft notwendig ist. Kein noch so von seiner Wissenschaft eingenommener Naturforscher wird behaupten, daß die Naturgesetze einen Toten ins Leben zurückrufen können. Kein Arzt wird annehmen, daß einer Vermischung von Speichel mit Staub doch vielleicht die Kraft innewohnen könnte, einen Blinden zu heilen — denn ihre natürliche Kraft wirkt das Gegenteil —, keiner wird eine Naturkraft in Rechnung ziehen, wenn gar keine natürlichen Mittel angewandt wurden, z. B. bei der Heilung des Hauptmannsknechtes im heutigen Evangelium. Wer schließlich handelt es sich hier noch gar nicht darum, ob wirklich Wunder geschehen sind, sondern ob sie möglich sind. Und die Naturwissenschaft, welche ihre Lehre nur aus der Erfahrung gewinnt und sich dessen stets rühmt, könnte höchstens behaupten, sie habe noch keine Wunder konstatiert. Ob man Wunder für möglich hält, hängt aber nur davon ab, wie man Gott und seine Kraft bewertet. Daß diese aber von der Naturwissenschaft am wenigsten unterschätzt werden darf, hat schon Boyle, der „Vater der Chemie“, seinen Jüngern ins Stammbuch geschrieben: „Der echte Naturforscher kann nirgends vordringen in Erkenntnis der Geheimnisse der Schöpfung, ohne den Finger Gottes wahr-

zunehmen“, und ein neuerer Naturforscher bekennt: „Ein echter Naturforscher kann kein Gottesleugner sein. Bei so tief wie wir in Gottes Werkstätte hineingeschaut . . . der muß in Demut seine Knie beugen vor dem Walten des heiligen Gottes.“ Der muß also auch zu der Ueberzeugung kommen: „Die Naturgesetze sind keine blinde, tote Macht und keine starre Notwendigkeit, die nicht einmal Gott zu ändern imstande wäre, sondern sie sind sein Wille, sein lebendiger Odem, der alles durchdringt. Sie sind der Hauch seines Mundes, der Himmel und Erde durchweht.“

Goldkörner

* Kinder. „Ständen Kindern oft Worte zu Gebote für ihre innere Welt, so würden wir verständigen Leute recht lernen, oft bei den Kindern in die Schule zu gehen.“

— *

* Jugend. „Wie gerne will die Jugend alles besser wissen, und kommt doch mit den Jahren wieder auf die Reden der Alten, und gesteht es ein, daß sie darauf kommt.“

— *

* Ehrfurcht. „Wenn du der Ehre nachläßt, so flieht sie vor dir; wenn du sie aber stiehst, so kommt sie dir überall entgegen, wohin du dich verbergen willst und verkündet allen deine Demut.“

Der Herr macht alles zum Besten

Von Elisabeth Engelhardt.

I.

Marie S. an Therese W.

(Schluß).

„Ich nehme eine volle, eine schwere Verantwortung auf mich, wenn ich Ihrer vereinten Bitte mich geneigt zeige“, sagte er nach längerem Schweigen; „aber ich will es tun, wenn Sie mir volles Vertrauen schenken wollen“, wandte er sich an Leo, „das Vertrauen eines Sohnes zu seinem Vater!“ Leo versprach es, er dankte mit großer Bewegung und ergriß die dargebotene Hand von Luitens, um sie an seine Lippen zu ziehen.

Wir mußten uns mit meinem Freunde nach seinem stattlichen Hause begeben, wo wir von seiner Schwester mit der lebenswürdigsten Güte empfangen wurden. Leo scheint ihr zu gefallen, sie hat warme Teilnahme für ihn, den Winter geduldet sie gleichfalls in Italien zu verbringen, was ich schon um Leos willen wünschen möchte, denn sie ist eine vortreffliche alte Dame.

Am nächsten Morgen verließ ich gleichzeitig mit meinem Freund und Leo das gastliche Haus, die beiden eilten der ewigen Stadt zu, während ich, als wäre nichts geschehen, nach meinem kleinen, geliebten Sandhofen zurückkehrte.

Vier folgen Leos Briefe, die ich Ihnen, geehrtes Fräulein, zur Verfügung stelle, um dieselben, wenn Sie es für gut befinden, Frau von Gickberg zu übermitteln.

Ihr ergebener Depost.

Leo an Depost.

Rom, 11. Februar.

Treuer väterlicher Freund!

Niemand von meinen Lieben daheim hatte wohl eine Ahnung, wie nahe mir der Tod stand, doch, dank dem Barmherzigen, wurde mir diese Krankheit zu einem Segen für Zeit und Ewigkeit.

„Warum“, fragte ich mich oft vor diesem großen Wendepunkt in meinem inneren Leben, „kann ich nicht reumütig an meine Brust schlagen und zu meinem irdischen Vater sagen: Vater, ich habe gesündigt wider den Himmel und vor dir, ich bin hinfort nicht wert, daß ich dein Sohn heiße?“

Das Gefühl der Reue wurde vollständig zurückgedrängt, sobald ich an meines Vaters harte Worte dachte, an den tödlich kalten Blick seiner Augen, die mich bis in meine wilden Fieberphantasien verfolgten.

Diese Frage, warum ich kein wahrhaftes Reuegefühl empfand, kann ich jetzt beantworten, denn der Herr hat mir in seiner großen Güte die Augen aufgetan. Ich erkannte die Größe meiner Sündenschuld vor meinem himmlischen Vater nicht, darum nannte ich alle Forderungen meines heiliggeliebten Vaters tyrannisch und grausam, weil ich ohne Buht und Demut war.

In der engen Zelle meiner Krankenstube, wo der Herr mich „abseits“ nahm, da redete er zu meiner Seele eine ernste, eindringliche Sprache. Da tat ich einen tiefen Blick in meine Schuld und in meine Bedürftigkeit; der barmherzige Herr hat mir die Augen geöffnet, und als ich in meiner Not zu ihm schrie, da gab er mir seinen Frieden, — die Krone, das Höchste, Seligste, was uns gegeben werden kann in diesem Jammerthal, in dieser Welt voll Unfriede und Ungemach.

Frieden hatte ich ja nicht gefunden, die vier Jahre, seit ich in jener unglückseligen Nacht an Ihrer Tür pochte, selbst bei den größten Erfolgen meiner Kunst, bei dem Beifall und der Bewunderung, welche ich selbst von Künstlern erfuhr, — er fehlte mir.

Jetzt will ich aber auch nicht länger säumen, die Vergebung meines heiliggeliebten Vaters zu erbitten, und tausend bange Fragen quälen mich. Hat er den Flüchtling, den Verfluchten, aufgegeben? Wird er mir verzeihen? Wird er den Fluch von mir nehmen?

Mein väterlicher Freund von Luitens und seine edle, vortreffliche Schwester, welche Engelsdienste an mir, besonders in meiner Krankheit, getan haben, suchen meine Zweifel zu zerstreuen und meine Befürchtungen zu heben und meinen: wenn der im Himmel Mitleid hatte, so werde mein irdischer Vater mir gewiß vergeben.

A, mein väterlicher Freund, schreiben Sie mir nur ein einziges, kleines Wort aus der Heimat! Ich ersehne eine Nachricht mit fieberhafter Hast, ein jeder Tag blüht mir bis dahin wie eine Ewigkeit. Unterzehen Sie sich mit meiner Liebe, die mir gewiß verziehen hat, ob ich so wegen darf, meinem Vater mich zu nähern, und ob mir Vergeltung nicht? Ich kenne nur noch ein Verlangen, nur noch eine Sehnsucht — Vatersehen und Heimat.

Ihr ewig dankbarer
Leo von Kronen.

Fräulein Helbig faltete die Briefe zusammen und trocknete eine Kräne, während Frau von Eichberg noch unfähig war, das, was sie besagte, in Worte zu kleiden.

„So soll ich ihn denn wiedersehen!“ rief sie, „und Gott hat meine Gebete, die ich auf sein Haupt herabschickte, nicht verworfen?“ und ihre Kränen flossen reichlich.

„Darf er kommen?“ fragte Fräulein Helbig, und Susanne und Agnes wiederholten zitternd: „Darf er kommen?“

„Ja, er darf es!“ erwiderte Frau von Eichberg, „heute noch soll ein Brief an den guten Depost abgehen, daß wir ihn erwarten, wir dürfen nicht länger mit unserer Antwort zögern.“

„Aber Kronen?“ fragten Fräulein Helbig und ich wie aus einem Mund.

„Er wird nicht länger widerstehen“, entgegnete sie mit milder Stimme, — und ich glaube, daß sie recht hat.

3.

27. August.

Herr von Luitens hat an Frau von Eichberg geschrieben, daß sie wohl langsamer, als es Leo's Ungebuld begehrt, die Reise zurücklegen müßten, da seine Kräfte von dem langen und andauernden Fieber völlig erschöpft seien.

Eine jede Zeile dieses Briefes atmete die zarteste, liebevollste Sorge um den Leidenden, sodaß Frau von Eichberg dem Herrn nur danken konnte, daß ihr Schmerzenskind in so treuen Händen sich befand, der seiner irrenden, ringenden und suchenden Seele ein Wegweiser zum Frieden ward; einen treueren Freund hätte er nicht finden können.

12. September.

Die Königin des Tages tauchte ins Meer, ich stand mit Susanne und Agnes am Fenster und wir sahen ihr nach. Der Wind strich durch die Zweige und wehte sie und da herbstliche Blätter hinab, die Dunkelheit brach schnell herein, die einzelnen, lichtroten Streifen am Horizont verblassten. Wir hörten ein Geräusch in der Ferne und wendeten ihm unsere ganze Aufmerksamkeit zu. „Es ist ein Wagen“, bemerkte Susanne — sie war sehr bleich geworden und verließ uns — jetzt erst tauchte in mir auch der Gedanke auf: wenn es Leo wäre. Ich eilte ihr nach bis zum Vorzimmer.

Susanne war inzwischen in das Zimmer ihres Oheims getreten, er war so tief in Gedanken versunken, daß er ihren Eintritt nicht bemerkte, erst bei ihrem Gruß sah er empor.

Der Diener zündete die Lampe an, das Zimmer machte einen so freundlichen, schönen Eindruck. Susanne setzte sich mit klopfendem Herzen auf einen Schemel neben den Freiherrn, sie hörte, wie ein Wagen hält, dann werden Stimmen laut, ein eisriges Hin- und Hergehen — ja, er ist es! sagte sich Susanne, nur der, welcher den größten Anteil daran hat, er weiß, er ahnt nicht, wie nahe ihm der Sohn ist. —

„Herr, lege mir die rechten Worte in meinen Mund, gib mir gute Gedanken!“ flehte sie in der Stille — dann ergriff sie seine Hand und sagte leise und innig: „Darf ich dir noch das Evangelium des morgigen Sonntags vorlesen?“

„Ja, tue es, Susanne“, erwiderte Herr von Kronen freundlich.

Sie las mit bewegtem Herzen, mit bebenden Lippen, und jedes Wort war eine Bitte an dies Vaterherz.

Agnes war eingetreten, still lehnte sie neben dem Stuhl ihres Vaters, ihr Gesicht und ihre schönen dunklen Augen waren gerötet vom Weinen, und doch leuchtete aus ihnen eine hohe, stille Freude.

Als Susanne geendet hatte, umschlang Agnes ihren Vater, dann rückte sie ein Tischchen heran und begann einen wundervollen Stahlschiff vor ihm auszubreiten, es war der verlorene Sohn, das Ganze konnte in Ausführung und warmer Empfindung ein Meisterwerk genannt werden, alle drei waren ergriffen von der hohen Schönheit desselben. Langsam löste sich eine Träne aus dem Auge des Freiherrn und fiel auf die Hand seines Kindes.

„Siehst du, lieber Vater!“ rief Agnes — eine Träne, du denkst an Leo! — um ihn hast du geweint!“

„Von wem ist die Gruppe? Ich finde keinen Namen.“

„Die Gruppe ist von Marmor und hat in Paris den ersten Preis erhalten“, antwortete Susanne an Agnes Statt, die weinend das Gesicht an des Vaters Brust birgt.

„Und“, fährt Susanne fort, „wenn der Schöpfer dieses Werkes, Leo selbst, vor dich treten würde, wie hier der verlorene Sohn — würdest du ihm verzeihen?“

„Was sprichst du, Leo der Schöpfer?“

„Ja; darf er kommen?“

„O, er kommt nie wieder — er ist verdorben — vielleicht auch gestorben in fremdem Land!“ rief erschüttert der Arme.

„Wenn er aber noch lebte, dürfte er wiederkommen?“

Auf Susannens Frage erfolgte keine Antwort.

„Dürfte er wiederkommen?“ wiederholte sie inniger, dringender.

„Ja“, sprachen endlich die Lippen, das kleine Wort lang mächtig und ergreifend, es hatte sich aus dem tiefsten Herzen gelöst, und keines entweichte die Stille.

Da trat eine dunkle Gestalt, die schon lange hinter dem Damastvorhang der Türe gelehnt und jeden Laut vernommen hatte, in den hellen Lichtkreis.

„Vater?“ riefen die zitternden Lippen wie fragend; zögernd stand die hohe Gestalt, sie wagte nicht, sich zu nähern.

Da sprang der Freiherr empor, seine Hand stützte sich schwer auf den Tisch, ein Summen, aber entsetzlicher Kampf malte sich auf seinem Antlitz, seine Knie wurden umschlossen, Vater und Sohn sahen sich tief, tief in die Augen, dann beugte sich der Freiherr nieder und schloß den Wiedergekehrten innig und fest, als wollte er sein Kind nie mehr lassen, an sein Herz.

Die Mädchen hatten unter Tränen das Zimmer verlassen, ich ging mit ihnen hinaus, wo Frau von Eichberg in großer Aufregung mit den Gästen, Herren von Luitens und Depost, unserer warteten.

„Es steht alles gut“, sagte ich, „sie haben sich gefunden, um sich nie mehr zu verlieren.“

1. Oktober.

Was früher hindernd zwischen Kronen und seinem Sohn stand, ist gefallen, ein inniges Verständnis waltet zwischen beiden. Jetzt erst ist Leo völlig zum Bewußtsein gekommen, wie schwer er gegen seinen Vater sich veründigte. Die Pietät hätte ihn hindern sollen, sich gewaltsam seinem Willen zu widersetzen, und gewiß hätte der Herr auch Mittel und Wege gefunden, ihn zum Ziele zu führen. Er wird nicht müde, in den beweglichsten Worten seinem Schmerz darüber Ausdruck zu geben, obwohl ihm das Vaterherz nicht allein verziehen hat, sondern dem Herrn in Demut bekannte, daß er an seinem Sohn viel geküßt habe.

„Was wäre aus Leo geworden, pflegt er jetzt zum öftern gegen seine Schwester und Freunde sich zu äußern, wenn Depost, van Luitens und seine vortreffliche Schwester nicht gewesen wären? Nicht allein, daß Leo, der Verlassene, Unerfahrene, mit seinem heißen Herzen, einem damals ungebeugten, trotigen Willen, an Leib und Seele hätte zugrunde gehen können, wenn ihr ihn nicht in euren Schutz genommen; auch das Pfund, das Geschenk, der göttliche Funke, den der Herr in ihn legte, er ist durch euch, meine Freunde, zur reichsten Entfaltung gekommen — wo finde ich Worte, euch Treuen genug zu danken?“

„So zürst du mir nicht, Kronen“, fragte dann Depost mit vernünftigem Schmunzeln, daß ich vier lange Jahre deinen Sohn verschwinden ließ.“

„Nein, ich danke dir dafür, es war das Beste und Klügste, was du tun konntest. Ich selbst band mir die Kute, da ich jede Nachforschung nach Leo verbot — und mit dieser „selbstgebundenen“ wurde ich am meisten geschlagen. Lasset mich schweigen, meine Freunde, von den Qualen, welche ich erlitt, indem ich mir sagen mußte, wärest du milder, barmherziger gewesen, es wäre nicht so weit gekommen. In meiner Not lehrte ich mein Herz zu Gott, ich bekannte ihm meine Schuld, und er half mir — nein, er gab mir über mein Bitten und Verleihen! Leo kam zurück, das Alte ist vergangen, es ist alles neu geworden, Gott gab auch ihm ein neues Herz.“

Anstatt des Fluches lege ich tausendfachen Segen auf sein Haupt. Nicht sein Talent allein ließ ihn den verlorenen Sohn schaffen; nein, seine Kämpfe, sein Sehnen nach Vaterherz und Heimat, sie machten es zu dem, was es geworden; es ist ein blutender Vorbeizug, den er errang. Ja, ich habe viel zu danken“, schloß Herr von Kronen, „aber auch viel zu denken, es ist ein Stoff für viele Jahre, und sollte es deren auch noch eine große Zahl sein, die mir geschenkt, ich käme damit nie zu Ende.“

Aber am Schluß, meine teure Therese, wird der Endakkoord für Vater und Sohn in den Worten ausklingen: „Der Herr macht alles zum Besten!“

„Mama!“

Von Franziska Brant.

Der Zug fuhr mit gleichmäßigem Rattern durch die winterliche Landschaft. Margarete Randeggen sah in die Landschaft hinaus und gewahrte kaum, daß die Schneedecke dichter und dichter wurde — sah nicht die Raben, die von den einsamen Feldern aufzogen, und nicht die wenigen Menschen, die auf den stillen Wegen gingen und mit Neid nach den eleganten Wagen schauten. „Ja, die konnten es wohl aushalten!“

Auch der Schaffner dachte das wohl, wenn er bei seinem Rundgang in das warme, behagliche Abteil sah, in dem die Frau vor sich hinkarrte. Jung und schön, und was noch mehr war: reich! Man kennt das! Der Pelz, das leise Seidenrauschen, und dann das Trinkgeld! Natürlich wäre sie ja auch ohne Trinkgeld allein geblieben, so groß war jetzt der Andrang nicht, und erster Klasse erst recht nicht mehr. „Nein Handgepäck — nur ein großer Kuff und ein feines Silbertäschchen lagen auf dem Sitz gegenüber.“

Als der Schaffner zum dritten Male vorbeikam und seine neugierigen Augen nach ihr schickte, erhob sich Frau Margarete Randeggen hastig und zog die Vorhänge nach den Fenstern des Ganges ungeduldig zu. „Nicht einmal das Auge des glückseligsten Menschen konnte sie heute ertragen. Es war ihr, als könne jeder in ihr Inneres sehen — sie erblickten als das, was sie war.“

Fast zwei Jahre hatte sie ihr Kind, ihr Töchterchen nicht mehr gesehen. Ihr neuer Mann war eifersüchtig, sogar auf die Gedanken, die sie vielleicht nach ihrem ehemaligen Heim, nach ihrem Fleisch und Blute schicken mochte. Denn da, unter dem Tache, unter dem Elsbeth aufwuchs, war ja noch einer — einer, in dessen Leben Erich Randeggen eingedrungen war, dessen Weib er ihm entfremdet hatte, bis sie ihm treulos wurde in Gedanken und Worten — bis die Leidenschaft alle die Dämme überflutete, die Glaube, Sitte und Mutterliebe der unheimlichen Macht eine Zeitlang entgegengebaut hatten.

Margarete Randeggen biß auf die Zähne. „Nein, ich bereue nichts, nichts, nichts!“ sagte sie laut. Aber sie sagte es angstvoll, wie jemand, der sich selbst überreden will. Mochten sie dort die Nasen rümpfen, in der Stadt, der jetzt die Räder zurollten in dem eintönigen Dreiviertelstakt. Sie hatten ja damals schon die weißen Häupter geschüttelt, bei ihrer ersten Heirat, daß eine aus ihrer Familie das Verkommen unterbrach, daß seit jener dort gleiches Gut und gleiches Blut und gleichen Glauben verlangte. Sie war selbständig gewesen, Waise und konnte der Väter und der ganzen Sippe lachen.

Dann aber erst, als sie den unerhörten Schritt tat aus ihrem Hause fort — fort von dem stillen, zu guten Gatten, fort von ihrem Kinde — als sie vor einem fremden Altare stand, eine neue Margarete, die nichts mehr von der früheren wissen zu wollen schien: von der Zeit an hatte sie ihr Kind nicht mehr sehen dürfen.

Ihr voriger Gatte würde es ja wohl nicht verwehrt haben. Denn sogar das Recht sprach ihr die Erlaubnis zu, es von Zeit zu Zeit zu sehen. Aber er: Erich Randeggen war nicht wie der andere. Und da hatte sich auch Margarete mit dem Fanatismus der Abtrünnigen eingeredet: Ich will ja selber gar nicht; es ist ja auch sein Kind. Seines mehr wie meines, denn es gleicht dem Vater! Und mein einziges Gebot darf nur mehr Er sein! Er, der neue Herr!

Zwei ganze lange Jahre lang! Das Bild war blasser und blasser geworden, das Kinderbild so tief in ihrem innersten Herzen versteckt. Da, auf einmal, gestern, war es wieder aufgetaucht. Ein altes Weihnachtsliedchen hatte es gerufen, ein Kinderlied, auf den Gassen des ärmeren Stadtteils gesungen im ersten Schnee. Die ganze Nacht ließ es sie nicht los! ... Wo war ihr Kind? Wie war es?

Und mit dem winterlich dämmernden Morgen stieg auch ein Entschluß in Margarete Randeggens auf. Sie mußte Elisabeth wiedersehen. Der heutige Tag gehörte ihr. Morgen würde sie schon wieder das Reiseleben aufnehmen, das jetzt der Hauptteil ihres Lebens geworden war. Die Koffer packte heute schon die Koffer, dann ging es nach München, wo sie ihren Gatten treffen sollte zur Fahrt nach dem Süden. In Monte Carlo würden sie spielen, in Nizza mit dem Auto saßen in nervenschütternder Fahrt, in Tunis den deutschen Winter vergessen. ... Ja, sie hatte den besseren Teil erwählt. Sie bereute nicht. Aber sie mußte vorher ihr Kind sehen, ein einziges Mal.

Die Gegend wurde bekannter. Gärtnereien lagen unter dem Schnee versteckt, Ausflugsorte, nach denen sie einst mit Elisabeth gegangen war. Nun kamen auch schon die ersten Häuser der Stadt.

Der Zug rollte unter die Halle. Grüßend und zuvorkommend öffnete der Schaffner die Türe.

Bögernd stieg die Frau aus. Da stand sie fröstelnd und zog den Pelz fester um sich, als könne sie sich so vor neugierigen Augen schützen. Sie, die sich sonst mit Gleichmut auf den Stätten des internationalen Reiseverkehrs bewegte, die durch die Scharen der Kellner und Hotelbedienten mit der Sicherheit schritt, die der Reichtum verleiht — sie kam sich hier hilflos und verlassen vor, wie ein Kind. Um sie herum holte man Freunde ab, begrüßten sich Verwandte. Alles ging mit Ruhe vor sich, denn hier hatte man noch Zeit.

Langsam und unsicher schritt sie die Treppen herunter, trat vor das Bahnhofportal. Alles noch wie sonst! Auf den Straßen war jetzt, am Morgen, noch wenig Leben, trotz der vorweihnachtlichen Zeit. Die Menschen scheuten den Schnee, der in großen, feuchten Flocken niederfiel. Und wie sie so dahinschlief, müden Schrittes, als hätte sie einen gar zu schweren Gang hinter sich, schien es vom umwölkten Himmel auch kalt und naß auf ihr eigenes Herz zu sinken. Wo war der Mut, mit dem sie dieses Unternehmen begonnen hatte wie eine fröhliche Spaziersfahrt?

Wie Zementsteine lag es auf ihr, zwischen diesen Häusern, die sie kannte, alle, alle. ... Sie blickte sich um. Da war kein Platz, wo sie sich einen Augenblick niederlegen konnte, kein Café, kein Restaurant. Lauter zweistöckige Privathäuser, deren friedliches Leben man schon von außen sehen konnte. Hier schüttelte eine junge Frau das Staubtuch aus; dort, hinter den Blumen eines Wohnzimmerfensters, stand ein Kindermädchen und zeigte ihrem Pflöckchen die Schneeflocken.

Aber da drüben winkte das Haus, das allen offen steht, den Frohen wie den Traurigen, den Mühseligen und Beladenen. ... Auch sie war mühselig und beladen an diesem grauen Morgen, sie, die für Enge und Stille ein glänzendes Los eingetauscht hatte. Und langsam gingen ihre Füße, Schritt für Schritt über die Schwelle, die sie jahrelang nicht mehr betreten hatte. Sie atmete den kühlen Weihrauchdunst, der ihr in ihrer Kindheit ehrsüchtigen Schauer des Höheren in die erwachende Seele gestöhnt hatte. Auf einer altersbraunen Bank sank sie erschöpft nieder.

Wie still war es hier, wie beruhigend! Nur ein paar Frauen knieten in den letzten Bänken. Was mochte sie wohl hierhinsühren: Kummer, Sorge, Leid um ihre Kinder?

Ein altes Weiblein schlich an Margarete vorbei, ein paar Kerzen in der verrunzelten Hand, zum Muttergottesbild im Nebengange. Wie freundlich sah das aus dem Goldrand und den Rosengewinden! Eine Mutter wie sie.

Sie sank vom Sockel auf die Kniebank und verbarg das Gesicht in den zitternden Händen. War sie denn eine Mutter, sie, die ihr Kind für ihre Leidenschaft verlassen hatte? — sie, die zwei kostbare Jahre ihres Lebens verstreichen ließ, ohne sein Gesicht zu sehen, sein Kinderlachen zu hören!

In diesem Augenblicke kam es über die Frau wie eine Offenbarung, daß sie die kostbarsten Schätze der Welt gegen wertlosen Tand vertauscht hatte. Was waren die Fremden, in deren Gesellschaft sie nun wieder viele Wochen lang fade Reden tauschen würde, gegen ihr liebes Kind? — was war die triviale Pracht der Hoteläle gegen ein eigenes Heim mit hellen Stimmen und frohen Gesichtern? Und niemals mehr würde sie ein Kind haben, das süßte sie in diesem Augenblicke, als spräche laut und zürnend eine Stimme von oben, sie, die ihr Erstgeborenes der Welt und der Versuchung geopfert hatte!

Sie versuchte zu beten, richtete ihre Blicke auf den Altar. Feierlich sah das Altarbild zwischen den gewundenen Barocksäulen mit der Vergoldung hervor. ... Eine heilige Barbara mit der Märtyrinnenglorie. Ja die hatte überwunden und schien ihr wohl lächeln zu können in himmlischer Erhabenheit.

Seufzend stand Margarete Randeggen endlich auf. In der Türe gab sie dem alten Kerzenweibchen alle ihre kleinen Münzen. Wenn sie auch nicht würdig war, hier zu knien, an der Stelle, von der sie sich selbst verdrängt hatte, so sollten doch Kerzen brennen vor dem Bilde der Mutter, helle Lichter für ihr unschuldiges Kind. ...

Die Ruhe in der stillen Kirche schien ihr wohlgetan zu haben. Mit festerem Schritt ging sie in den Straßen umher, in den Anlagen in der Nähe ihres früheren Heims und spähte unter dem dichten Schleier, ob sie nirgendwo erblicken könne. Vergeblich!

So ward es Mittag. Margarete Randeggen fühlte keinen Hunger. Nun würde sie in den Gasthof gehen und ihrem ehemaligen Gatten einen Brief schreiben mit der Bitte, ihr das Kind auf einige Stunden zu schicken. So hatte sie es früher vor ihrer Wiederverheiratung stets getan, ohne jemals eine Verweigerung ihres Wunsches zu erfahren.

Sie ging mit größerer Ruhe an ihrem Hause vorbei, sah hinauf. Im ersten Stock lagen die Wohnzimmer; die Spieghelhänge an den Fenstern waren noch die gleichen, wie vor drei Jahren. Ihr Blick schweifte weiter hinauf, ging schnell an den zwei ersten Fenstern vorbei nach dem dritten. Das Herz klopfte ihr. Da lag das Kinderzimmer, in dem ihre Elisabeth schlief — das Zimmer, in dem sie als ganz junge Mutter die schönsten Stunden verlebt hatte. Das Fenster war geschlossen, die Gardinen aber weit zurückgezogen.

Und jetzt — alles Leben in Margarete Randeggens Brust schien zu stocken — jetzt erschien ein Kopf am Fenster. Aber kein Kinderkopf. Das weiße Häubchen einer Pflegerin beugte sich über ein Etwas, dann verschwand es wieder im Innern des Zimmers.

Ihr Kind war krank — vielleicht sterbenskrank! Vielleicht hatte es nach seiner Mutter verlangt, und die Stimme war unbewußt an ihr Herz gedrungen aus den Tönen des alten Kinderliedes.

Da gab es keine Scheu und kein Ueberlegen mehr. Mochte kommen, was wollte: es war gleich, sie ließ sich nicht zurückhalten.

Margarete Randeggen schritt schon an dem blanken Messingschild vorbei in den Torweg. Vorbei an dem Eingang zum Kontor, an der Türe zur Privatwohnung, in den hellen Hof. Eine enge Treppe führte hier zur Küche empor. Die Glastüre war nur angelehnt. Schwer atmend stieg sie dagegen.

Nun stand sie in ihrem früheren Heim. Kupfer und Messing an den Wänden wie einst, auf dem Herde brodelte der Wasserkessel, und das Essen schien eben der Vollendung entgegenzugehen. Aber der Raum war leer; es sah aus, als habe man eben in der größten Hast alles stehen und liegen lassen.

Sie schritt durch den altmodisch großen Raum hindurch nach dem Gange. Eilige Schritte näherten sich von der anderen Seite. An der Schwelle stieg sie beinahe mit der Ankommenden zusammen.

Die Köchin war es dem Augenschein nach. Erstaunt musterte sie die vornehme Dame.

„Sie sind wohl irre gegangen?“

„Ein anderes Mädchen kam nach ihr. ...“

„Ja, die gnädige Frau!“

Margarete Randeggen hielt sich an ihrem Arme fest. Sie meinte umsinken zu müssen.

„Gertrud ... Hier! ... Was macht das Kind? Ist es krank?“

Das Mädchen, das schon vor drei Jahren das Kind behütet hatte, nickte. Ein Tränenstrom quoll ihr aus den Augen.

„Bawohl ... sehr krank. Gestern kam der Doktor dreimal. Eine Schwester ist auch da! Gott sei Dank, daß Sie gekommen sind! Der Herr hat Ihnen überall hin telegraphiert, aber alles kam ja zurück, weil er's nicht genau wußte, wo Sie jetzt seien. Elisabeth ruft nach Ihnen ... unheimlich seit gestern!“

Die Frau war schon entsetzt.

Die Köchin sah ihr nach und schüttelte den Kopf. „Also das ist sie nun, Ihre verlassene Madame, Gertrud! Schön ist sie ja, da ist nichts gegen zu sagen. Aber die Augen, die Augen! Wie glühende Kohlen! Die wird nun wohl hierbleiben wollen? Da weiß ich aber jemand, der geht!“

„Anfinn! Die hat ja lange wieder geheiratet, kaum ein halbes Jahr, nachdem sie fort war. Einen viel Reicherer, wie unser Herr ist.“

„Kannten sie ihn?“ frug die behäbige Küchenbeherrscherin neugierig.

Das Mädchen nickte. „Der war ja oft hier im Hause, ehe jemand an schlimmeres dachte.“

„Sie, da gab's wohl ordentlich Trinkgelber?“

„Ja, das war 'ne Zeit! Da merkte man noch Leben im Hause! Und unsern Herrn, den kannte man gegen heute nicht wieder.“

„Die Zeiten ändern sich,“ meinte die Köchin und horchte an der Türe. „Aber heute möchte ich nicht in ihren Schuhen stehen. ... So, jetzt ist sie drin.“

Es war, als ob eine fremde Macht Margarete Randeggen über den läuferbelegten langen Gang ziehe. Sie sah nichts mehr, sie fühlte nichts mehr. Sie hörte nur noch eine schwache Stimme — und die rief unaufhörlich: „Mama! Mama!“ Die Rosetten des jüngsten Geräts schienen in ihr Ohr zu gellen. Wie von selbst bog sie um die Ecke des Ganges. Jetzt stand sie in einer Art wohnlich eingerichteter Diele — jetzt vor einer glänzend braunen Türe.

Und dahinter rief wirklich eine Kinderstimme unaufhörlich: „Mama, Mama! Komm doch, Mama!“ — rief es in einem matten, trostlosen Tone, der den Umstehenden das Herz zerriss.

Der Mann an dem Kinderbettchen hatte den Arm auf den Rand gestützt und wühlte in Verzweiflung in seinem dunkeln Haare, durch das sich schon merkbare Silberstreifen zogen, obgleich er noch nicht alt war. Alles, was man für Geld haben konnte, hatte er seinem Kinde gern verschafft. Die Mutter hatte er ihm nicht halten können!

Jetzt beugte sich die Pflegerin tröstend über die kleine Gestalt in dem weißen Bettchen. „Ja, ja, mein Herz! Mama kommt schon. Schläfe jetzt, dann ist sie morgen da, wenn du wach wirst!“

(Schluß folgt.)

Nr. 4 = **475** Mark

Schlafzimmereinrichtung echt Nusbaum oder Eiche poliert, in Eiche, bestehend aus:
1 grosser zweitüriger Spiegelschrank mit Messingverglasung
2 Betten, 2 Nachtschne mit Marmor
1 Waschkommode mit Marmorplatte, Marmorrückwand und Spiegeltollette
Handtuchhalter
Kücheneinrichtung echt Pirsch bestehend aus:
1 prachtvolles Küchenbüffet mit Messingverglasung, Linoleumplatte
1 Küchenanrichte mit Linoleumplatte
1 Küchentisch mit Linoleum, 2 Stühle

Bettfedernhaus Wiesbaden Mauergasse Nr. 8 und 15
Telephon 6122

Dornehm
wirkt ein hartes, reines Gesicht, ro-
thes, jugendfrisches Aussehen u. weicher
schöner Teint. Alles dies erzeugt
Stechenpferd-Seife
(die beste Milkenmilch-Seife)
Schild 50 Pfg. Die Wirkung erhöht
Tada-Cream
welcher rote und stoffige Haut weich und
sammelweich macht. Jede 50 Pfg. von
M. Petermann, F. Kiegl, O. Brecher,
W. H. Wachenheim, N. Graf, N. Geyl,
H. Kistner Wm., — Wm. Götze,
L. H. E. Feil, A. H. B. Bruno Hofe
Richard Gittel, Ernst Kimmel, — In
Niederrhein, — A. H. H. H. H.

Preußischer Landtag.

Stimmungsbild aus dem Abgeordnetenhaus.
— Berlin, 23. Januar.

Im Abgeordnetenhaus nahm man heute auf den Reichstag Rücksicht. Die Weiterberatung der Einzelpositionen des Landwirtschaftsetats war ohnehin nicht geeignet, besondere Anregung zu verbreiten, zumal eine Anzahl Positionen sich auf die Fischerei bezogen, für die das Interesse noch geringer ist als das für die gestern so warmherzig vertretene Jägerei. Das wichtigste an der ganzen Sitzung war, daß der Landwirtschaftsminister v. Schorlemer die Vorlegung des längst angekündigten Fischereigesetzes noch für diese Session antändigte.

Sitzungsbericht aus dem Abgeordnetenhaus.
10. Sitzung vom 23. Januar.

Am Ministertisch: Freiherr v. Schorlemer.
Präsident Graf Schwerin eröffnet die Sitzung um 1 Uhr 15 Minuten.

Der Landwirtschaftsetat.
(Weiterer Tag. Einzelberatung.)

Zum Kapitel „Förderung der Fischerei“ begründet Abg. v. Wenden (kons.) einen Antrag, bei der Ausführung der durch die letzten Sturmfluten in der Ostsee sich als notwendig herausstellenden Uferverbesserungen die

Interessen der Küsten- und Hochseefischerei mehr als bisher ins Auge zu fassen und auf eine vermehrte Anlage von Fischereihäfen an der Ostseeküste und in den Haffsen Bedacht zu nehmen.

Abg. Frhr. v. Maltzahn (kons.): Bei dem zu erlassenden Fischereigesetz müssen auch die Interessen der kleinen Fischer berücksichtigt werden. Im übrigen ist genossenschaftlicher Zusammenschluß zu empfehlen.

Abg. Gersbach (l.) unterstützt den Antrag, der sich jedoch besser auch auf die Nordsee erstrecken sollte.

Neu eingegangen ist ein Antrag Rathmann (nll.), der auch von den Freisinnigen und vom Abg. Dr. Hahn (kons.) unterstützt wird. Der Fonds zur Subvention der Fischerei um 30 000 Mark zu erhöhen zugunsten einer Propaganda für den Fischfang der preussischen Hochseefischereibetriebe.

Abg. Schmiljan (Sp.): Wir sind für beide Anträge, aber gegen den vom konservativen Seite empfohlenen Fischhof.

Landwirtschaftsminister Frhr. v. Schorlemer: Wir werden alles tun, um die Not der Fischer durch die Hochwasserfluten zu lindern. (Beifall.) Die Lage der Ostseefischerei ist nicht so ungünstig, wie vielfach angenommen wird. Die Erträge haben sich dauernd gehoben und betragen jetzt über 10 Millionen Mark. Ebenso nimmt die Zahl der Fischer dauernd zu. Das Fischereigesetz wird voraussichtlich noch in dieser Session vorgelegt werden; dann werde ich auch versuchen, größere Mittel zur Förderung der Fischerei zu erhalten. (Beifall.)

Abg. v. Wenden (kons.) schlägt sich dem Antrag Rathmann an. Für die Ostseefischerei muß mehr als bisher geschehen, namentlich durch Vermehrung der Motorboote und Einstellung von Dampfzügen.

Abg. Waidstein (Sp.): Der Hamburger Etat enthält 12 000 Mark zur Fischfangpropaganda; da darf Preußen nicht zurückbleiben, da sonst preussische Häfen durch die Hamburger Konkurrenz geschädigt werden.

Abg. Dr. Kewolde (freil.): Wir werden den beiden Anträgen zustimmen.

Abg. Dr. Hahn (kons.): Die Agitation für einen Zoll auf Seefische ist aus Interessententwegen, nicht aus agrarischen, hervorgegangen. Es ist Pflicht der Regierung, unsere Hochseefischerei zu fördern; jetzt wird, wie schon Dr. Waidstein hervorhebt, die preussische Fischerei durch die Hamburger schwer geschädigt.

Abg. Rathmann (nll.) dankt für die Unterstützung seines Antrages.

Minister Frhr. v. Schorlemer: Vorläufig kann ich die Anstellung besonderer Fischereibeamten, abgesehen von den Lokalinspektoren, nicht versprechen. Mit Hamburg schweben Verhandlungen, um die unzulässige Konkurrenz zu beseitigen. Sollten an der Elbe sich Fischer in besonderer Notlage befinden, so bin ich gern bereit, im Rahmen der vorhandenen Mittel zu helfen.

Abg. Braun (Soz.): Ein Zoll auf Seefische würde nur den Interessenten die Tasche füllen und ein wichtiges Volksernährungsmittel verteuern.

Hiermit schließt die Aussprache. Die beiden Anträge werden zur näheren Beratung an die Budgetkommission verwiesen.

Abg. Frhr. von Wolff-Metternich (Ctr.) verlangt eine größere Förderung der Fischerei in unseren Häfen.

Abg. Dr. Dahlem (Ctr.) spricht für die Rheinische Fischerei. Jetzt ist die ganze Rheinische Fischerei an Holländer verpachtet, die unsere heimischen Fischer aus der Konkurrenz ausschließen.

Das Kapitel wird bewilligt.

Es folgt das Kapitel Landesmeliorationen, Moor-, Deich-, Ufer- und Dünenwesen.

Abg. Wenden (kons.) wünscht die Durchführung des Meliorationsprojekts der Innerste im Kreise Hildesheim-Marienburg.

Abg. v. Hottel (freil.) verlangt Verschleimung der Meliorationsarbeiten im Kreise Marienwerder. Ihm schließt sich

Abg. Meyer-Lawewingen (kons.) für den Kreis Gumbinnen an.

Abg. Dr. Hahn (kons.): Die Meliorationen haben

nur dann Zweck, wenn die nötigen Eisenbahnen gebaut werden.

Abg. Gierke (Ctr.) verlangt Regulierung des Wobers.

Abg. Dr. Hahn (kons.) klagt über die Schädigungen der Anlieger der Innerste durch die Regulierungen des hildesheimischen Staates.

Landwirtschaftsminister Frhr. v. Schorlemer sagt möglichste Berücksichtigung zu.

Das Kapitel wird bewilligt. — Das Haus vertagt die Weiterberatung am Sonnabend 10 Uhr. Außer dem Geschäftsetat. Am Montag soll die Interpellation über die Dienstbotenversicherung besprochen werden.

Deutscher Reichstag.

Stimmungsbild aus dem Reichstage.
— Berlin, 23. Januar.

Die Fraktionsbureaus des Reichstages hatten heute auf einen großen Tag gerechnet, der Telegraph hatte nach allen Winden hin spielen müssen, und die Folge war denn auch eine ganz tadellose Besetzung des Hauses. Das Haus war in außerordentlicher Erregung; offenbar erwartete man Situationen, bei denen keine Fraktion auch nur auf das harmloseste ihrer Mitglieder verzichten konnte. Die Tribünen waren natürlich schon tagelang vorher „ausverkauft“ gewesen. Die Ministerbank war voll auf besetzt. — Den Anfang der Sitzung machten zwei bekannte Juristen, der sozialdemokratische Rechtsanwalt Frank-Mannheim, der Führer der badiischen Sozialdemokratie, und der Berliner Universitätsprofessor von Vitz, der den Standpunkt der Sozialpartei begründete. Sodann kam der Reichskanzler. In scharfen Worten wehrte er die bisfingigen Angriffe Franks auf den Kronprinzen ab, und dann verteidigte er das Militär im Falle Jägers, für den Obersten Reuter auf alle Fälle den guten Glauben an die Erfüllung seiner Pflicht betonend. Im allgemeinen klangen die Worte des Kanzlers sehr beruhigend, und dieser beruhigende Ton beherrschte auch die Reden der nachfolgenden Redner, bis man zum Schluß in der neunten Sitzungsstunde vom Abg. Lebedour „allerlei“ zu hören bekam.

Sitzungsbericht aus dem Reichstage.
198. Sitzung, Freitag, den 23. Januar.

Am Mikrophon des Bundesrats: v. Weismann, Hollweg, Dr. Delbrück, Rüch, Eliso, v. Jagow, v. Gallen-hagen.

Das Haus und die Tribünen sind fast besetzt. Präsident Kaempf eröffnet die Sitzung um 12 Uhr.

Kurze Ansätze.

Abg. Dr. Cuno-Frankfurt (Soz.): fragt an, ob angesichts der Feststellungen im Frankfurter Gismordprozess noch eine Ergänzung der Bestimmungen über den Handel mit Waffen beschleunigt sei.

Ministerialdirektor Dr. von Jönckheide erklärt, daß die Abgabe von Cholesterin- und anderen Bakillen nur an zum Empfang ermächtigte Personen erfolgen darf. Es wird geprüft, ob die bisherigen Bestimmungen ausreichen. Ferner wird eine internationale Regelung erwogen.

Die neuen Interpellationen über die Jägerei.

Auf der Tagesordnung steht sodann die Interpellation Albrecht (Soz.) und Genossen:

„Was gedenkt der Herr Reichskanzler zu tun, um Verfassung und Recht zu schützen gegen die gewalttätigen Übergriffe der Militärverwaltung, wie sie durch die kriegsgerichtlichen Verhandlungen über die Vorgänge in Jägers offenbar geworden sind, und die in beiden Häusern des preussischen Landtags Unterstützung gefunden haben?“

Verbunden wird damit eine Interpellation von Bayer (Sp.) und Genossen, die folgenden Wortlaut hat:

„In dem Strafverfahren gegen den Oberst von Reuter aus Jägers wegen unbefugter Annahmehaltung und Freiheitsberaubung hat der Angeklagte — anscheinend unter der Zustimmung des Kriegsgerichts — sich darauf berufen, daß nach Vorschriften, welche für das preussische Kontingent der deutschen Armee in Geltung seien, ein Militärbefehlshaber berechtigt sei,

ohne Requisition der Zivilbehörden die polizeiliche Gewalt an sich zu nehmen, ohne daß der Zivilbehörde durch äußere Umstände außerhand gegeben ist, militärische Hilfe zu requirieren. Oberst von Reuter hielt sich nach seiner Aussage auf Grund dieser Dienstvorschriften für berechtigt, ohne von der Zivilbehörde ersucht zu sein, am 23. November 1913 die öffentliche Gewalt in Jägers an sich zu nehmen, einen öffentlichen Platz und eine Straße durch das Militär räumen zu lassen, zahlreiche Verhandlungen vorzunehmen und die Verhafteten bis zum andern Vormittag in Haft zu behalten.“

Was gedenkt der Herr Reichskanzler zu tun, um den dringenden und ständigen Gefahren zu begegnen, welche sich aus dieser Lage für die persönliche Sicherheit der Bevölkerung, für das Ansehen der Zivilbehörden, aber auch der Armee, und für die verfassungsmäßigen und gesetzlichen Grundlagen der persönlichen Freiheit ergeben, und um die in Elbschlagungen eingetretene lebhafteste Beunruhigung der Bevölkerung zu beheben?“

Abg. Dr. Frank (Soz.) begründet die sozialdemokratische Interpellation. Der Reichskanzler wurde von allen Seiten angegriffen. Das ist ein Schicksal, das sonst nur bedeutenden Staatsmännern passiert. Herr Hoffmann hat festgestellt, daß der Reichskanzler im großen und ganzen nationalliberal ist. (Heiterkeit.) Man weiß nie so recht, wie man mit der nationalliberalen Politik dran ist. Das ist immer ein Schritt vorwärts und zwei Schritte rückwärts. Es geht nicht vom Reich. Auf die Dauer wirkt dieses Spiel ermüdend. Das Volk möchte wissen, ob es vorwärts oder rückwärts gehen soll. So hat sich auch die ganze Affäre in Jägers zugespielt. Uns ist es ganz gleichgültig, ob die Herren eingesperrt oder mit Orden dekoriert werden sind, denn es handelt sich um keine juristische, sondern um eine eminent politische Frage.

Der Reichskanzler weiß genau, worum es sich handelt. Im Dezember hat er im ersten Schreden über die Ausstellungen in Jägers ein kleines Schriftchen verfaßt, das er hat zugegeben, daß die Verhaftungen ungesetzlich waren. (Heil! hört! links.) Dann aber kam die unheimliche Reichsnotzeit und die Hebe der Konservativen. Der Reichskanzler wurde nun schamlos und dumm wie eine Phantasma er im Herrenhaute: Recht muß Recht bleiben! Später wurde er deutlicher, und er sagte im Abgeordnetenhaus, die Armee sei die stärkste Stütze für Ordnung und Recht. Das sagte er von derselben Armee, die nach seiner eigenen Behauptung in Jägers ungesetzlichkeiten begangen hatte. (Sehr richtig! links.) Die Freisprüche der Reuter, Schab und Hoffmann waren

Kollisionspunkte für den Reichskanzler. Was hat die Meinung des Reichskanzlers so gänzlich geändert? Es gibt keine andere Erklärung, als daß der Reichskanzler vor der Militärpartei kapituliert hat. (Sehr richtig! links.) Nun hat der Reichskanzler aber nach der Mitte zu, wo die schwankenden Gestalten sitzen (Heiterkeit), einen Anz gemacht: die Gültigkeit der Militärbefehle von 1820 soll nachgeprüft werden. Die Anregung zu dieser revolutionären Nachprüfung, gegen die die Konservativen Sturm laufen, stammt von dem bekannten Jägersführer v. Jägers. (Sturm! Heiterkeit.) Man will auch hier nichts tun, man will das Volk einschüffeln. Wir sind der Meinung, daß in solchen Konfliktzeiten die Kriegesgerichte ihre Aufgabe gar nicht erfüllen können. Hier richtet der Kamerad über den Kamerad in eigener Sache. (Sehr richtig! links.) Wir verlangen aber die

Abschaffung der Militärgerichtsbarkeit. Vergewaltigten wir uns doch nur einmal, was das Oberkriegsgericht im Jägers für einen dem Begriff der Notwehr gemacht hat. Noch ärger liegen die Dinge im Jägers gegen Oberst von Reuter. Hier wollte man offenbar den Schein der Objektivität überhaupt nicht aufkommen lassen. War es doch bisher unerbört, daß Richter einen Angeklagten zu ihrer eigenen Preisprechung beschuldigten, und daß der Präsident eines Gerichts den Freispruch an konservative Politiker telegraphierte, und man kann beinahe sagen, bei ihnen Redung erstattete über den vollzogenen Freispruch. (Sehr gut! links, Unruhe rechts.)

Mit dem Obersten von Reuter wird ein förmlicher Aufruf getrieben. Der Staatssekretär Petri hat ihm Unwahrheit vorgeworfen, und diesen Mann verberischen Sie als Jägers. Herr von Jagow hat sich in ein schwaches Verfahren eingelassen. Er scheint ja der gegebene Statthalter für das Reichsland zu sein. Für ihn gilt das Wort:

Er ist nichts und zu allem fähig. (Große Heiterkeit.)

Die Doppelten des Kronprinzen sind staatsrechtlich ohne Bedeutung, aber politisch unheilvoll und untragbar. Politisch werden aber Hunderttausende aufgeführt, wenn der künftige Deutsche Kaiser in intimer Freundschaft steht mit den Verächtern der Verfassung und den Staatsfeindlichen.

Da muß sich das deutsche Volk sagen, daß es notwendig ist, selber sein Geschick in die Hand zu nehmen. (Unruhe rechts, Beifall der Soz. — Präsident Kaempf ertönt den Redner, sich mehr Zurückhaltung aufzulegen, da er ihn sonst zur Ordnung rufen müsse.) Und dann der Regimentsbefehl des Kronprinzen, worin er sagt, sein höchstes Soldatenglied wäre, es, an der Spitze seiner Jägers, in die Schlacht zu reiten. (Stürmische Unruhe rechts. — Präsident Dr. Kaempf ertönt den Redner, seine Behauptungen gegen den Kronprinzen auszusprechen. — Lebhaft Unruhe im ganzen Hause.)

Ich kann mir nicht denken, daß es eine Verleumdung ist, wenn ich den Regimentsbefehl des Kronprinzen zitiere. (Beifall der Soz.) Was der Kronprinz als sein höchstes Soldatenglied preist, wäre für den größten Teil des deutschen Volkes das höchste Unheil. (Beifall links.) Es ist eine Ehre für den Deutschen Reichstag, daß die Herren vom Preussentag ihren giftigen Haß gegen uns gerichtet haben. Der Preussentag wollte nicht als eine Anklage des Reichstags, eine Verschimpfung der Süddeutschen und eine Verleumdung der Reichsverfassung. Wir bedauern, daß der Reichskanzler an Schlaflosigkeit leidet. Es erscheint so, als ob er des Tages nachvoll, was er des Nachts versäumt. (Heiterkeit.) Wir holen unsere Rechte nicht, wie die Konservativen, aus dem Schutze der Vergeßlichkeit, sondern aus der Not der Zeit. Wir „genüßliche Gesellschaft“, wir die „Notte“, hinter der Millionen und Abermillionen stehen, sind die wirklichen Schmeiche der deutschen Zukunft. (Beifall der Sozialdemokraten.)

Reichskanzler Dr. von Weismann Hollweg (in großer Erregung): Meine Herren, ich bin gezwungen, so für die Verwahrung einzulegen gegen die Worte, die der Herr Vorredner mit Bezug auf den deutschen Kronprinzen gebraucht hat. Diese Worte atmen den ganzen Haß der Sozialdemokratie (Gelächter und Lärm bei den Sozialdemokraten, stürmischer Beifall rechts), den ganzen Haß von jener Seite gegen jeden kaiserlichen Geist. (Großer Beifall rechts und bei den Nationalliberalen.) Der

Herr Vorredner hat behauptet, daß der deutsche Kronprinz in intimer Freundschaft mit Verächtern der Verfassung und mit Staatsfeindlichen stehe. (Zustimmung der Sozialdemokraten.) Das ist ein unerhörter Vorwurf (Lärm bei den Sozialdemokraten), den ich ganz entschieden zurückweisen muß. (Großer Beifall rechts, Lärm der Sozialdemokraten.)

Abg. Dr. von Vögler (Sp.) begründet die Interpellation der Reichspartei. Unsere Stellung beruht auf sachlichen Gesichtspunkten, niemand zu Liebe und niemand zu Leide. Unser Standpunkt ist in der Rede unseres Parteiredners, dem Abgeordneten für Jägers, am 3. Dezember niedergelegt worden. Der kleine Deutnant hätte sofort in Urlaub geschickt werden müssen, um seine angegriffenen Nerven zu erholen. Das Urteil des Straßburger Militärgerichts im Falle Hoffmann steht im Widerspruch zu den Auffassungen des Reichsmilitärgerichts. Das Vorgehen des Obersten von Reuter, der seinen guten Glauben betonte, ist der typische Fall des dolus eventualis. Die Zurückziehung der Reichsmittel erscheint deshalb bedenklich. Der Notwehrparagraf des bürgerlichen Strafbuchgesetzbuchs gilt für Zivilisten und Offiziere. Bedauerlicherweise werden aber die Offiziere in der Anschauung erogen, daß für sie Ausnahmen bestehen, daß für sie ein weitergehendes Recht der Notwehr in Frage kommt. Die

Hebergründung der Notwehr bei Offizieren muß aber genau so verfolgt werden wie bei Zivilisten. (Sehr richtig! links.) Ein selbständiges Einschreiten des Militärs ohne vorherige Requisition durch die zuständigen Behörden ist nicht statthaft. (Hört, hört!)

Selbst wenn die Kadettenordnung von 1820 gültig wäre, dürfte sie in Jägers nicht in Anwendung kommen. (Hört, hört!) Es hätte sich um Kanoniere handeln müssen, bei denen die Zivilbehörden machtlos war. Der Oberst Reuter hätte sich also einer schweren Verletzung dieser Kadettenordnung schuldig gemacht. (Hört, hört!) Die Meinung aller Juristen geht dahin, daß die Kadettenordnung ungültig ist. Der lahme Schuster hat in berechtigter Notwehr gehandelt. Hätte er seinen Gegner niedergeschossen, dann hätte er nicht bestraft werden können. Wie kann man da von Vandalismus sprechen? Das Ansehen der Militärbehörden hat nichts gewonnen. Unsere Interpellation richtet sich nicht gegen das Heer. Wir sind stolz auf das Heer, aber gegen übergriffe Kritik zu üben, ist unsere heilige Pflicht. Der Preussentag vertritt nicht den Preussengeist. Dieses

abschließende Manifestandum ist nicht der Preussengeist von 1813 (Lebhafter Zustimmung links, Juchhe: Von 1806!) Wir sind nicht gegen die Kommandogewalt und gegen die Rechte der Krone. Der innere Friede ist sehr gefährdet worden. Wir müssen dafür sorgen, daß er dauernd wieder hergestellt wird zwischen Zivil und Militär und allen Schichten der Bevölkerung, zwischen Nord und Süd. Das ist der Zweck unserer Interpellation. (Lebhafter Beifall links.)

Reichskanzler v. Weismann Hollweg: Das Manifest darüber besteht aus, in welchen Fällen das Militär bei Unruhen einzuschreiten hat, ist selbstverständlich. Das Militär selbst hat daran ein erhebliches und dringendes Interesse. Der Grundsatz, daß das Militär regelmäßig erst auf Ersuchen der Zivilbehörden einschreiten darf, ist

verfassungsmäßiges Recht, soviel ich sehe, in allen Bundesstaaten, jedenfalls in Preußen. Das in A u s a m e f a l l e n es einer Requisition nicht bedarf, ist von der preussischen Verfassung ausdrücklich und prinzipiell anerkannt worden, sonst wäre es nicht einem besonderen Gesetz vorbehalten worden. Dieses Gesetz ist tatsächlich nicht vorhanden. Es entsteht nun die Frage, ob aus dem Fehlen dieses Gesetzes geschlossen werden muß, daß das Militär niemals und unter keinen Umständen einschreiten darf, wenn es an einer Requisition der Zivilbehörden festhält. (Lebhafter Beifall links.)

Voraussetzungen der Notwehr und des Notstandes im Sinne des Strafbuchgesetzbuchs und des Bürgerlichen Gesetzbuchs vorliegen, da ich unbestritten das Militär ebenso wie jeder andere berechtigt, alle zur Abwehr eines Angriffs und der Gefahr eines Angriffs erforderlichen Handlungen innerhalb der durch das Gesetz gezogenen Grenzen vorzunehmen. Auszuschließen haben die gesetzlich geregelten Fälle des Kriegs- und Belagerungszustandes. Weiterhin muß dem Militär auch ohne besondere gesetzliche Ermächtigung das Recht zugestanden werden, selbstständig einzuschreiten, wenn es sich um die Befreiung von Hindernissen handelt, die sich ihm bei der

Ausübung staatsrechtlicher Funktionen, bei militärischen Übungen, auf Wachen und Posten usw. entgegenstellen. Und endlich wird dem Militär das Recht zugestanden werden müssen, auch ohne Requisition der Zivilbehörden selbstständig einzuschreiten, wenn die Zivilbehörden überfordert oder aus anderen Gründen außerstande gesetzt worden sind, die Requisition zu erteilen. Dieses Recht, das auch von Staatsrechtlehrern ausdrücklich anerkannt wird, beruht auf dem Gedanken, daß der Staat seine Existenz selbst in Frage stellen würde, wenn er auf das Recht verzichtete, seine Überwindung einer der Grundlagen des Staates bedrohenden, auf andere Weise nicht abwendbarer Gefahr mit allen Mitteln einzuschreiten und zu seinem Schutz die ihm zur Verfügung stehende bewaffnete Macht zu verwenden.

Die Vorschriften über den Waffengebrauch des Militärs und seine Wirkung bei der Unterdrückung innerer Unruhen vom 23. März 1899, die jetzt durch die Habsburger Vorgänge in den Vordergrund gerückt worden sind, sind eine für den Dienstgebrauch der preussischen Militärs und der angeschlossenen Kontingente bestimmte Zusammenfassung der Fälle, in welchen das Militär beauftragt sein soll, einzuschreiten. Das Oberst von Reuter diese Instruction auf ihre Rechtsgültigkeit nicht nachprüfen, sondern zu befehlen hatte, darüber besteht wohl kein ernsthafter Streit. Die Angriffe richten sich nur dagegen, daß die Instruction von 1899 in einzelnen ihrer Bestimmungen der not-

1811

erwarb Mathias Müller den Frh. von Söhlernschen Hof in Ellville.

Seit 100 Jahren

birgt der Name Mathias Müller für Güte, langes Lager und größte Dekomunizität.

Müller
Extra

1911

erwarb Mathias Müller den Frh. von Söhlernschen Hof in Ellville.

Von der Reise zurück:
Dr. med. L. Hirschland
Bismarckplatz 5

Faustring Lanolin Seife
Der Haut zuträglichste, wohlfeileste Toilette-
seife, Stock 20 Pfennig, 5 Stück 95 Pfennig.
Angeliefert vom langjährigen Fabrikanten
der Feilringsseife: C. Naumann, Offenbach a. M.

Reparaturen Reinigen u. Neu-
aufmontieren von Schreibmaschinen
aller Systeme werden prompt und billig ausgeführt.
Reinigungs-Abonnements zu billigen Preisen.
A. METZ, WIESBADEN
Dagheimerstr. 63, Mitt. 2 Telefon 1288
Postkarte genügt!

wendigen gesetzlichen Grundlage entsteht, und zwar dort, wo sie die

Kabinettsorder von 1820
anzieht. Man streift über die Gesetzeskraft dieser Kabinettsorder. Nach meinem Dafürhalten geht dieser Streit an dem Kern der Sache doch einigermaßen vorüber. Die Kabinettsorder von 1820, soweit sie in die Instruktion von 1809 aufgenommen ist, regelt zunächst das Verhalten des Militärs für den Fall, daß es von der Zivilbehörde requiriert worden ist, also für den Fall, daß die Zivilbehörde die Kabinettsorder ausgestellt hat. Weiterhin bestimmt die Kabinettsorder, wie sich das Militär verhalten soll, wenn die Zivilbehörde nicht requiriert kommt, weil sie übermäßig war oder aus anderen Gründen außerstande gesetzt wurde, direkt die Requisition zu erteilen. Insofern kann die Rechtsgültigkeit der Instruktion von 1809 in keiner Weise rechtlich bezweifelt werden. Die Kabinettsorder bestimmt dann weiter, daß das Militär auch ohne Requisition der Zivilbehörde einmarschieren dürfe, wenn die Zivilbehörden mit der Requisition zu lange zögern, indem ihre Kraft nicht mehr ausreicht. Darüber, ob diese Vorschriften in Verfassung und Gesetz die notwendige Grundlage finden, ist jetzt Streit entstanden. Seit 1820 ist dies noch nie der Fall gewesen, und vor allem diese Vorschriften ist in der ganzen Zeit bis auf den einen Fall in Javern

niemals praktisch angewandt worden. (Hört, hört, und Heiterkeit links.) Diese Vorschriften der Kabinettsorder von 1820 ist gleich ihren übrigen Vorschriften in die Verfassung vom 1809 aufgenommen worden, und diese Verfassung ist niemals der Öffentlichkeit vorenthalten worden.

Rum hat das Kriegsgericht in Straßburg es als ungewiss hingestellt, daß die Dienstverpflichtung von 1820 für das Militär unbedingt rechtsverbindlich ist. Zu einer Prüfung der Frage, ob die Kabinettsorder von 1820 Gesetzeskraft hätte, ist das Kriegsgericht überhaupt nicht gekommen, denn die Frage, ob der Oberst von Reuter strafbar oder strafflos sei, hing rechtlich lediglich von der Frage ab, ob sein Vorgehen durch die Dienstverpflichtung von 1820 gedeckt wurde. Nachdem die Instruktion der Javerner Vorgänge und der Generierung, die sich daran geknüpft haben, Zweifel laut geworden sind, ob diese Bestimmungen der Kabinettsorder von 1820 in Verfassung, Gesetz und allgemeinen Rechtsgrundsätzen die nötigen Unterlagen finden, hat, wie dem Reichstag bereits bekannt ist, Seine Majestät der Kaiser nach Abschluß des Gerichtsverfahrens sofort befohlen, zu prüfen, ob die Bestimmungen der Dienstverpflichtung, welche sich auf das hier besprochene requirierende Einmarschieren des Militärs beziehen, klar und zweifelsfrei dem allgemeinen Rechtszustand wiederzugeben.

Diese Prüfung ist im Gange, sie wird mit möglicher Beschleunigung durchgeführt werden, und mit ihrem Ergebnis wird die Dienstverpflichtung in Einklang gebracht werden. Damit ist alles geschehen, was zurzeit geschehen kann. (Hört, hört, bei den Sozialdemokraten.) Ich hoffe, es wird bei dieser Gelegenheit möglich sein, unter den Dienstverpflichtungen für die verschiedenen Kontingente angeordneten Truppenteile in den Reichslanden eine Übereinstimmung in allen Punkten herbeizuführen, was ich für außerordentlich wünschenswert halte.

In den Jahren 1850/51 hat das preussische Staatsministerium über den Gehalt des Gehelbes verhandelt, das die Fälle regeln sollte, wo das Militär ausnahmsweise ohne Requisition der Zivilbehörden einmarschieren sollte. Von dem Grundgedanke aus, daß ein Gesetz nur allgemeine Grundzüge feststellen können, und daß seine Ausführung der Instruktion würde überlassen werden müssen, hat das preussische Staatsministerium davon Abstand genommen, ein Gesetz zu erlassen. In Übereinstimmung damit sind die Dienstverpflichtungen von 1803 und schließlich von 1809 erlassen worden. Nun ist draußen im Lande versucht worden, die Bestimmungen dieser Instruktion als ungesetzlich, als eine

Veranlassung der Zivilbevölkerung
hinzuweisen. Ein Beweis dafür, ebenso dafür, daß bei uns ein Sabelregiment herrschen soll, ist nicht erbracht worden.

Ein falsches Sabelregiment
besteht aber nicht, denn der Javerner Fall ist doch der einzige Fall, bei dem diese Bestimmungen einmal zur Anwendung gekommen sind. Ich glaube, das Volk wird auf diese einseitigen Übertreibungen und Verallgemeinerungen keinen Wert legen. Der Fall Javern hat so trübe Blüten aufgewiesen, daß man eine ganze Nation darin ertränken könnte. (Sehr richtig links.)

Prätorianer Geist am Werke
Von den Verhältnissen im Reichsland im einzelnen will ich nicht sprechen. Daß dort viel geschehen muß, um zu normalen Zuständen für das Land und für das Reich zu kommen, das ist unstrittig. Und es wird geschehen. Aber der Aufstellung muß ich entgegenstellen, daß der Javerner Fall typisch sei für die Verhältnisse im Reichsland. Es handelt sich vielmehr

nur um ein verflüchtiges Vorkommnis, und den ersten Anstoß haben persönliche Unstimmigkeiten gegeben, eine Tatsache, die jetzt durch das Kriegsgericht leider zu sehr bewahrt worden ist. Ich glaube, man erweist weder dem Reichsland noch dem Reich einen Dienst, wenn man aus dem Javerner Vorgängen einen anderen als den allgemeinen Schluß zieht, daß das Reichsland nur unter einer ruhigen und einseitigen, einer gerechten, aber festen Politik gedeihen kann. (Lebhafter Beifall.) Die verflüchtigte Stimmung über das Reichsland hinaus, die durch einen Teil der Nation in den letzten Wochen gegangen ist, ist in dem Versuch zum Ausdruck gekommen, einen parti-

Gegensatz zwischen Nord und Süd
zu schaffen. Dieser Versuch muß ich meine erfüllt werden. (Lebhafter Beifall links und in der Mitte.) Wo bin ich es führen, wenn die einzelnen Stämme sich

ihre Vorfälle und Schwächen vorrechnen. Das gibt mir unliebsame Bestimmungen. So ist in den letzten Tagen ein schweres Vergernis hervorgerufen worden, wider den Willen der Beteiligten auf Grund von Mißverständnissen und mißverständlichen Äußerungen. (Lebhafter Widerspruch links und im Zentrum.) Kein Bundesstaat könnte bestehen, wenn wir nicht das einzige Deutsche Reich hätten. (Beifall.) Das Reich, das jeder Bundesstaat an staatlichem Wohlstand beizubringen hat, ist gerade genug für das Reich, für das unsere Väter in treuer Waffenkameradschaft mit ihrem Blute gekämpft haben. (Beifall.) Und zwar

alle mit der gleichen Tapferkeit. (Lebhafter Beifall.) Die Schlachtfelder von Wörth, Welschburg und das blutige Ringen um Orleans verdienen genug, was die bayerischen Soldaten 1870 geleistet haben. Ein glänzendes Zeugnis für die gleiche Tapferkeit aller deutschen Stämme. Das bayerische Volk leistet mit seinem König in der Träne zum Reich. Der nationale Reichsgehalt ist in den bayerischen Bergen ebenso gut aufgehoben, wie am Ried, am Rhein und an der Mosel. Ich würde mir über alle parteipolitischen Gegensätze hinwegsetzen und fördern. (Lebhafter Beifall.) Nun gilt es nicht mehr in der Stunde herumzuwühlen, sondern diese Wunde zu heilen. (Beifall.)

Eine einzige Partei will nur die Javerner Vorgänge weiter ausführen für ihre Zwecke. Die Herren der äußersten Linken verlangen nichts Geringeres, als die Abschaffung der Militärgerichte, die Demokratisierung der Armee, die Vereinfachung der kaiserlichen Kommandogewalt, die Einsetzung eines demokratischen Militärbefehls. (Lärm der Sozialdemokraten.) Das ist aber Programm. Das Bestreben der Sozialdemokratie geht dahin, die kaiserliche Gewalt unter sozialdemokratischen Zwang zu bringen. (Lärm der Sozialdemokraten.) Es ist sehr gut, daß Sie mit Ihren Zukunftsplänen so offen heraustraten. (Lärm der Sozialdemokraten.) Dem Lande werden die Augen darüber geöffnet werden, wo die Welle hingehen soll unter Ihrer Führung. (Lärm der Sozialdemokraten.) Sie wollen die Destruktion unseres Volkstheaters. Darin verfehlt der Deutsche keinen Spaß. (Lärm der Sozialdemokraten.) Und allen von der Regierung und in erster Linie dem Kriegsminister widersteht es über alles, das Militär zu einem Volkstheater zu machen. Das Militär hat anderes zu tun. (Lebhafter Beifall.) Wer die Arbeiter so aufreizt, wie die sozialdemokratische Presse, der mißbraucht den Glauben der Nation an Recht und Gesetz. (Beifall.) Das Ausland muß ja glauben, daß Deutschland ein Land mit ganz verrotteten Zuständen ist, in dem die rohe Sabelschweif der schändlichen Bürger herrscht. Unter der Herrschaft der geschwätzten Soldateska ist Deutschland ein starker Hort des europäischen Friedens geworden, ist ein wirtschaftlicher Aufschwung entstanden, um den uns die ganze Welt beneidet. Wir sind zu Erfolgen gekommen, wie keine andere große Nation. Den Ruhm, daß unsere Armee ein Volkstheater ist, den Glauben, daß dieses Volkstheater die Nation jung und gesund erhalten wird, alles das werden wir uns nicht rauben lassen, weil an einem einzigen Orte des großen Deutschen Reiches sich Dinge abgespielt haben, deren Wiederkehr kein Mensch wünscht. (Lebhafter Beifall, Stichen der Sozialdemokraten.)

Auf Antrag des Abg. Dr. Müller-Weinungen wird die Verlesung der Interpellation beschlossen.

Abg. Fehrenbach (Ztr.): Wie am 3. Dezember, bin ich wieder in der wenig beneideten Lage, unmittelbar nach dem Reichstagsantritt zu sprechen. Heute kam ich seinen Ausführungen

eine andere Resonanz entgegenbringen, als damals. (Hört links.) Ich verleihe Ihre Rede nicht. Das hätte ich doch von selbst ergeben. Was er heute gesagt hat, hat zum größten Teil auch unsere volle Billigung gefunden. In dem Bestreben, nicht weiter in den Wunden zu wühlen, sondern sie zu heilen, geben wir mit ihm einig (Beifall), wir erwarten aber von der Reichsregierung, daß sie zur Herbeiführung der Gesundung alle notwendigen Maßnahmen ergreift. (Beifall im Zentrum.) Wenn er von den trüben Blüten gesprochen hat, die der Fall Javern aufgewiesen hat, so sind wir auch damit mit ihm einverstanden, ich unterstelle aber, daß er keine Ausführungen dabei nicht nur auf Sabelschweif und rohe Soldateska erwidert, sondern bei dem Wort von den trüben Blüten auch daran gedacht hat, was sonst noch seither vorgegangen ist: An die

Beziehungen gegen diesen Reichstag, an die Verordnungen, die von uns erlassen worden sind. Das sollte auch damit gemeint sein. (Beifall im Zentrum.) Unter den Anwürfen, die gegen den Reichstag gerichtet worden sind, war ganz besonders bemerkenswert die Rede des Rectors der Berliner Hochschule auf dem Konsums des Vereins deutscher Studenten. (Vizepräsident Dove macht den Redner darauf aufmerksam, daß er wohl den Geheimrat Köthe meine, nicht den Rektor der Universität.) Ganz richtig! Was dieser Herr an milden Umständen bei dem Konsums in Anspruch nimmt, übersteigt alles Maß. (Beifall.) Am Interesse der deutschen Wissenschaft glaube ich das hier anführen zu müssen. Wir sind durchaus nicht bereit, das Mißtrauensvotum auf den Boden zurückzunehmen, da täuscht er sich. Ich habe festgestellt können, daß ich in meinen damaligen tatsächlichen Feststellungen so vorsichtig war, daß kein nichts daran geändert wurde. Über ist noch einiges hinzugekommen. Die beiden Urteile haben ja Rechtskraft erlangt. Schwierigkeiten bietet die Abgrenzung der Befugnisse der Militär- und Zivilverwaltung nur in Fällen innerer Unruhe. Jedenfalls muß hier Klarheit geschaffen werden, da heute nicht nur Rechtsunsicherheit, sondern auch Rechtsungleichheit besteht. Die heutige Besprechung gibt uns Anlaß, auch einiges zu sagen über die Wirkung, die diese Debatten und unsere Beschlüsse in Elsass-Lothringen haben. Herr v. Calster hat in seiner warmen, für Elsass-Lothringen so begeisterten Rede die Frage gestellt, ob nun alles wieder kommt? Da laube ich ohne Optimismus sagen zu

können: Nein! Gewiß sind mancherlei Mißstände hervorgetreten, aber ich glaube, daß die Bevölkerung von Elsass-Lothringen allen Grund hat, mit dem Gesamtresultat der Debatten zufrieden zu sein. Wir haben alle den Wunsch, daß Elsass-Lothringen ein glückliches, aber auch ein treu deutsches Land werde. Wenn man dort sieht, daß es in Berlin eine Instanz gibt, bei der auch die Bewohner des Reichslandes Recht bekommen, nämlich den Reichstag, und wenn man ferner sieht, daß bei den Javerner Vorgängen die Reichsbevollmächtigten und die Einheimischen zum ersten Male zusammen gegangen sind, dann ist das ein Erfolg, den wir begrüßen können. Jedenfalls haben wir den Wunsch, daß, wenn im Reichsland die Regierung auch auf Abbruch verlaßt werden soll, man dann auf jeden Fall eine ständige und für Elsass-Lothringen verständnisvolle Politik treibt. Auch das möchte ich sagen: Wie haben Sie bei Einführung der Verfassung sich gegen die erste Kammer gewehrt? Wie sehr wurde ich damals angeleitet, daß ich für diese Kammer eintrat. Nun kann ich zum zweiten Mal sagen, daß die erste Kammer alle Erwartungen übertrifft hat, die man auf sie gesetzt hatte. Daraus möchte ich den Schluß ziehen, daß diese

Verfassung doch viel besser ist, als die Elssässer anfangs geplant haben. Die Wünsche der zweiten Kammer an den Reichstag werden von uns ferner unterstützt werden. Man kann im Zweifel sein, ob unter der machtvollen Hand eines Monarchen so ähnliches hätte eintreten können, wie das in Javern, aber ich will nicht näher darauf eingehen, denn alles will seine Zeit haben, und die rechte politische Weisheit ist die, sich mit dem Erreichbaren zu begnügen. In den Reichslanden wird man gesehen haben, daß man mit dieser Verfassung vieles hat erreichen können, und darum mögen die Elsass-Lothringern versuchen, noch einige Zeit damit auszuwarten. Alles läßt sich nicht auf einmal erreichen. Es hat sich nun bei diesen Verhandlungen ergeben, daß die Beziehungen zwischen den

Zivil- und Militärbehörden nicht so sind, wie in den übrigen Teilen Deutschlands. Wenn es auch schwer ist, ein abschließendes Urteil über diesen Punkt zu fällen, so bin ich doch der Ansicht, es sei nicht schwer, durch gründliche Trennung aller Deutschen von der nationalpolitischen Bewegung in den Reichslanden andere Verhältnisse zu erreichen. Nur dadurch können die Reichslande sich volles Vertrauen bei uns erwerben. Dabei möchte ich noch auf eins hinweisen: Draußen im Reich sollen wir sehr oft für Reuegerungen des

Elss-Lothringischen Zentrums verantwortlich gemacht werden. Diese Partei hat mit der Zentrumsfraktion des Reichstags keinen Zusammenhang. Sie hat sich bei ihrer Konstituierung als eigene Partei aufgetan. Wir können deshalb die Verantwortung für Taten und Äußerungen des elss-Lothringischen Zentrums nicht übernehmen.

Wir wollen ein starkes Heer, wir schämen es als Erziehungsanstalt, aber wir verlangen, daß es mit dem Wille und fähig. Von einem Eingriff in die Kommandogewalt kann nicht die Rede sein, sobald wir unser Budgetrecht gebrauchen. Der Reichstag kann als Vertretung des deutschen Volkes eine würdige Verhandlung verlangen, wenigstens von einem ausländischen Menschen. (Beifall.) Das Jahr 1913 war für den Cyclus des deutschen Volkes ein Ruhmesjahr. Dafür

den Reichstag zu beschimpfen, ist ein eigentümlicher Akt. Wir beneiden Preußen um seine Staatsfinanzen und erkennen seine Verdienste um die Errichtung des Deutschen Reiches an. Aber es muß heißen: Nicht Preußen, nicht Süddeutschland — das ganze Deutschland soll es sein. (Lebhafter Beifall.)

Abg. Balfmann (nll.): Wir billigen die Ausführungen des Reichslandtags, daß Klarheit geschaffen werden soll hinsichtlich der Abgrenzung der Befugnisse der Militär- und Zivilgewalt. Gewiß hat die ausländische Presse falsche Bilder über die Zustände im Reichsland verbreitet. Ebenso falsch ist es aber, wenn die rechtsstehende Presse behauptet, die Kaisergewalt solle einer demokratischen Parlamentarismus ausgeübt werden. Trotz aller Zwischenfälle sind Armee und Bürger in Deutschland eng verbunden. Die Anwürfe, als ob wir mit unserer Stellungnahme im Dezember

gegen die Armee

aufgetreten wären, weisen wir ganz entschieden zurück. Wir haben gegenüber Angriffen von rechts und von links die richtige Mitte gehalten. Die Ausführungen unseres Freundes Wöhring im Abgeordnetenhaus stimmen mit denen des Herrn von Calster hier im Reichslande überein. In einzelnen Phasen hat die Reichsverwaltung verfaßt. Eine klare Abgrenzung der Rechte der Militärverwaltung muß erfolgen. Der Reichstag von 1913 hand bei der Bewilligung der Heeresvorlage durchaus auf der geschichtlichen Höhe der Volkserhebung von 1813. (Beifall.) Darum waren die Anwürfe des Preussentages ganz unerböt. Die Machtstellung Deutschlands beruht auf Preußen. Gerade deshalb protestieren wir gegen Beschimpfungen von Reichslandmännern. Das ist ein Frevel. Wir müssen der süddeutschen Mitarbeit immer gedenken. Wir erkennen bei der glänzenden Entwicklung Deutschlands die Verdienste der verbündeten Regierungen durchaus an, aber auch das

viel geschmähte Parlament

hat sich bei allen großen nationalen Aufgaben vollkommen würdig gezeigt. (Beifall.)
Abg. Graf Bethar (son.): Unsere Auffassung in der Javernangelegenheit ist durch die Ereignisse als richtig bestätigt worden. Unsere Befürchtungen, daß die aufkeimenden Wirkungen nationalistischer Untriebe im Elsass sich auch im Reich zeigen würden, haben sich leider erfüllt. Die Verletzungen des Vertrauens haben ihre sofortige und ausreichende Sühne gefunden. Das Militär befand sich im Verteidigungszustand. Die uneingeschränkte Kommandogewalt ist die feste Säule des ganzen Staates, an der wir nicht rütteln lassen. Darum lehnen wir alle vorliegen-

den Anträge ab. Ueber den Brennenbund hat unsere Partei eben eine Erklärung in der Presse veröffentlicht. Wir sind nicht mit allen Äußerungen einverstanden, aber eine Verleumdung anderer Volkstämme war nicht beabsichtigt. Im Reichstag ist so oft kränkende Kritik an preussischen Einrichtungen geübt worden, jedoch eine Abwehr wohl verständlich ist. Wir wollen die Reichsverfassung nicht angreifen, sondern wir stellen uns schützend vor sie hin. (Beifall rechts. — Lachen links.)

Ein Verlesungsantrag wird abgelehnt.
Abg. Schulz (Rp.): Die Stimmung im Lande ist ganz umgeschlagen. Die Delegation des Reichstags rüchete sich zweifelslos gegen die Armee. (Widerstand links.)

Nach Prof. Laband besteht die Kabinettsorder von 1820 zu Recht und muß auch im Wesentlichen fernerhin bestehen bleiben.

Abg. Herzog (Wirtsh. Wg.): Auf allen Seiten sind bedauerliche Entgleisungen vorgekommen. Die Militärbehörde hat im Falle Javern besser abgeköpft, als die Zivilverwaltung. (Beifall rechts.)

Ein Antrag der Sozialdemokraten, jetzt um 6 1/2 Uhr zu verlegen, wird abgelehnt.

Abg. Ledebour (Zp.): Der zunächst auf der Rednerliste steht, verzichtet. (Große Heiterkeit.)

Abg. Dr. Raumann (Rp.): Alle zivilen Autoritäten von Elsass-Lothringen sind einmütig der Meinung, daß die zivilen Behörden ihre Pflicht getan haben. Elsass-Lothringen ist ein Bundesstaat, der sein Recht hat.

Daher der Eindruck der verfassungsmäßigen Hilflosigkeit. Das Verhalten der elss-Lothringischen Kammer war durchaus würdig. Sie waren einzig. Diese Staats Einheit hat ihnen Oberst Reuter eingebracht. Das hat der Kaiser weiter mit Elsass-Lothringen vor? Eine antimilitaristische Stimmung gibt es dort nicht, in jenem Grenzlande, wo immer das Militär eine Rolle gespielt hat. Wir verlangen die Achtung vor dem Menschen, auch wenn es

nur ein Zivilist ist, auch wenn es nur ein Elssässer ist. (Sehr gut!) Das hat dort gescheit. An die Armee aber wird die Gewissensfrage gerichtet, ob Gewalt mit Verstand und Menschlichkeit gepaart ist. Javern ist die Frage an deutsche Volk, ob es außer der Macht auch noch Gerecht hat. (Lachen rechts.) Wer leidet, der leidet dort. (Lebhafter Beifall links.) Wie wäre denn heute die Debatte, wenn ein Kommando weiter ertönt wäre, wenn man geschrien hätte! Aber jetzt ist der Oberst Reuter ein berühmter Mann geworden, weil er aufmarschierte und Jelen sich und Jelen: Wagt frei! Und dafür wird gratuliert und telegraphiert. Groß Bethar hat zum Brennenbund mit seinen Exemplaren reihen weisende Rückführungen gegeben. (Heiterkeit.) Der Reichstag kann nicht ewig eine unbedachte Kontrollbehörde sein. Wir brauchen das parlamentarische Regime. Jetzt liegen die Reichstagsbeschlüsse heide, heide in der großen Papierkorb der Regierung. Die Rechte hat bereits das parlamentarische Regime. Sie sagt die Minister ab, die ihr nicht passen. (Heiterkeit.) Sie nimmt es aber ab, wenn wir sagen: Wir wollen die Plätze einmal tauschen! (Heiterkeit.) Als Caprioli die Handelsverträge ohne die Konventionen machen wollte, da war Liebenberg fähig, wie diesmal Donauerschilling. (Beifall.) Sie wollen vom Reich nichts wissen. Wir aber sagen: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt! (Lebhafter Beifall.)

Nach dem Abgeordneten Raumann berief der Reichslandtag mit seinen Räten den Saal. Es folgte **Abg. Ledebour (Zp.):** Es scheint, daß ich hier jemanden herausgegriffen habe. (Heiterkeit links.) Aufmerksam will er sich draußen erholen. Aber das wird uns nicht abhalten können, und hier noch einige Stunden mit ihm zu verbrachten. (Heiterkeit links.) Es ist ersichtlich, daß den bürgerlichen Parteien noch immer nicht die Erkenntnis aufgeblüht ist, daß bei uns in Preußen-Deutschland ein

prätorianischer Geist am Werke ist, der uns die letzten Rechte bürgerlicher Freiheiten rauben will. Auch der fortschrittlichen Volkspartei scheint diese Tatsache noch nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein; denn ihr Antrag enthält im Paragraphen 2 eine Bestimmung, die es in Zukunft jedem Leutnant ermöglichen würde, die Laten mit Recht zu wiederholen, die wir bei Javern als ein Unrecht beklagen. Der Redner wendet sich dann scharf gegen die Rechte: Sie wollen das Volk wehrlos machen, damit Sie es niederstürzen können, sobald es einmal eigene Ansichten durchsetzen will, die Ihnen nicht passen. (Vizepräsident Dove: Ich rufe Sie zur Ordnung. — Diese Äußerung setzt einen Geist in der Armee vor aus die auf jeden Fall beleidigend ist.) Ich habe nach dem Vorbild der Rotweir, in der sich Fortschritt befunden haben soll, angenommen, daß der Kriegsminister in seiner Kollage eine Ausrufe gebraucht hat, ohne sich bewusst zu sein, daß er von der Wahrheit abwich. (Große Heiterkeit.)

Nachdem der Abgeordnete Ledebour sich noch einem Ordnungsruf geholt hatte, als er behauptet hatte, aus den Rundgebungen des Kronprinzen spräche der Geist des Absolutismus, gab es noch eine kurze Auseinandersetzung zwischen diesem Redner und dem Staatssekretär Viebs über die Haltung des Kronprinzen. Die Redner der Voten und Entfasser werden erst morgen zu den Anträgen sprechen. Nach Ledebour war daher die Rednerliste zu den Interpellationen erschöpft. Man wird morgen bereits um 10 Uhr morgens beginnen, um die Sache morgen auf jeden Fall zu Ende zu bringen.

Schluß nach 8 Uhr.

Aus Nr. 824 der Münchener-Kuglburger Abendzeitung.

Zur Veröffentlichung! Dank!

Von meinem lang bestehenden Grot. Leiden: Nervosität, großer Herzneurose, Atmungsbeschwerden und Konvulsionen wurde ich durch die Pautenschlager'sche "Wurm-Kur", daheim vorgenommen, so vorzüglich geheilt, so daß ich vollkommen ohne Beschwerden bin und von allen den heftigsten erregenden Erscheinungen der Krankheit, welche mir meinen Beruf unmöglich machten, erlöst bin.
Da ich auf diese Kur hin wieder gesund, lebensfähig und berufsfähig wurde, bezeichne ich dem Naturheilkundigen, Herrn Dr. Alfred Pautenschlager, München, Postamt 15, meinen besten Dank öffentlich aus.

München, im November 1913.

Gastwirt Franz Strehle,
zur „Schwedenhütte.“

Verlobte und Interessenten

Sollten nicht verlobten, meine Auslieferung von
Hilfsleistungen-Gesellschaften, Reichswehr, 34. zu befrachten, da dies
nicht von Reichswehr-Gesellschaften, sondern von Reichswehr-Gesellschaften
besteht. Diese, wie auch eine Wohnung für ein Haus, gewöhnlich und vorzüglich einseitig

B. S. H. m. i. t

Wohnungs-Einrichtungen, Innenausbau / Wiesbaden

Freiburgstraße 34, Wohnung zum
Verkauf / 14. September / 1913
Anmeldung im 2. u. 4. St.

Koche mit Knorr

Montag:	Knorr - Grünkernsuppe
Dienstag:	Knorr - Reisuppe
Mittwoch:	Knorr - Grickeleisuppe
Donnerstag:	Knorr - Blumenkohl suppe
Freitag:	Knorr - Hausmachersuppe
Samstag:	Knorr - Frankfurteruppe
Sonntag:	Knorr - Rindsuppe

48 Sorten Knorr-Suppen.
1 Maßel 3 Teller 10 Pfg.

Kontroll-Bücher für die Verwendung von Faden und anderen Stoffen bei der Zubereitung u. weiterer Behandlung von Wein- u. Handstrang, Nr. 2, 25
Buchhandlung der Rheinischen Volkszeitung, Wiesbaden



In raschem Siegeslauf hat sich
Kathreiners Malzkaffee den ganzen Erd-
ball erobert. Er wird täglich von vielen
Millionen Menschen getrunken.
Der Gehalt macht's!

